

Hans-Joachim Höhn

Zukunftsgewißheit

Zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Ende der Zeit

Menschliches Dasein vollzieht sich im widerstreitenden Wechsel von Anfangen und Aufhören. Alle Vollzüge und Phasen des Lebens unterliegen diesem Gesetz und erinnern nachdrücklich daran, daß wir nicht in einer Welt des Seins, sondern des Vergehens existieren. In welcher Art und Weise auf diese Erinnerung in der modernen Gesellschaft reagiert wird, soll im folgenden reflektiert werden. Im Stil einer soziologischen Zeitdiagnose geht es um die Sondierung gesellschaftlicher Umgangsformen mit der personalen und sozialen Erfahrung befristeter Existenz. Eine christliche Eschatologie, zu deren Aufgabe und Ansatz gehört, dort anzufangen, wo alles aufhört, ist gut beraten, mit einer kritischen Wahrnehmung der veränderten Einstellung zum Ende der Zeit zu beginnen.

Der Tod galt lange als Schicksal, als Verhängnis – doch er muß es nicht sein. Zu dem schicksalhaften Sterben ist längst der machbare Tod hinzugekommen – und dies individuell (Suizid) wie kollektiv (Holokaust). In gleicher Weise haben sich aber auch die Mittel und Möglichkeiten vermehrt, das Leben zu verlängern und den Tod hinauszuschieben. Die anhaltende Diskussion um die medizinischen, juristischen und ethischen Probleme der Sterbebegleitung signalisiert bereits ein gewandeltes Verständnis vom Aufhören menschlicher Lebensprozesse, die immer häufiger technisch beeinflussbar sind. Die neuen ideologischen Leitbilder sind das "humane Sterben" und der "natürliche Tod". Jedem soll es möglich sein, am Ende seiner Kräfte zu verlöschen, ohne Gewalt und Krankheit oder vorzeitigen Tod seine biologischen Lebenskräfte bis an ihr Ende auszuleben. Als human bezeichnen Verfechter einer solchen Konzeption ein Sterben, bei dem der Patient sein Selbstverfügungsrecht behält, ihm überflüssige Eingriffe oder sein Befinden verschlechternde Untersuchungen durch die "Intensivmedizin" erspart bleiben, er nicht im sogenannten "Sterbezimmer" isoliert wird, sondern bis zuletzt auf menschliche Zuwendung rechnen darf.

1. Das langsame Sterben und der seltene Tod

In einer als schnelllebig qualifizierten Zeit ist das Sterben eigentümlicherwei-

se "langsamer" geworden. Nicht nur das Leben, auch das Sterben dauert am Ende der Moderne länger: 21% aller Todesfälle in der BRD waren im Jahre 1980 auf Krebserkrankungen zurückzuführen, bei denen in der Regel ein langes Leiden zu erwarten ist. Ähnliches gilt für Erkrankungen des Herz/Kreislauf-Systems, die 50% der Todesursachen ausmachen. Um die Jahrhundertwende lag die Quote dieser Erkrankungen noch bei 7% bzw. 20%. Der medizinische Fortschritt ist die Ursache sowohl für eine höhere Lebenserwartung (die sich zwischen 1871 und 1981 verdoppelt hat und 1981 bei durchschnittlich 74 Jahren lag) als auch für eine Verlängerung des Sterbens. Selbst bei Patienten, die man aufgegeben hat, ermöglicht der Einsatz der Intensivmedizin eine Verlängerung ihrer Lebensspanne.

Das Senken der Sterblichkeitsrate und das Hinausschieben der Todesgrenze in der modernen Gesellschaft hat aber auch zur Folge, daß der Tod immer seltener unmittelbar erlebt wird. Zerbrochen ist die Großfamilie, die mehrere Generationen umfaßte und in der die Enkel das Sterben ihrer Großeltern miterlebten. Da nach dem statistischen Mittel nur alle 10–15 Jahre ein Todesfall in der Familie vorkommt, die Großeltern meist nicht mehr dem Verband der Kleinfamilie angehören, nimmt unter jungen Erwachsenen der Anteil derer zu, die bis zum Alter von 25 Jahren nicht mit dem Sterben eines nahen Angehörigen konfrontiert worden sind. Der Tod der Eltern tritt zudem in den meisten Fällen erst dann ein, wenn sich die Kinder schon sozial und emotional von ihnen entfernt haben. Diese Tendenz und die Tatsache, daß der Ort des Sterbens immer häufiger das Krankenhaus und nicht die eigene Wohnung ist, mag erklären, warum der Tod als einer der existentiell bedeutsamsten Vorgänge in der Alltagskommunikation in seiner existentiellen Dimension selten thematisiert wird. Deutlicher Beleg dafür ist die eigentümliche Verlegenheit von Besuchern am Bett eines Sterbenden. Peinlichkeitsgefühle halten die Worte zurück, von denen es im modernen Sprachschatz ohnehin nur wenige gibt, die dieser Situation gerecht werden.

2. Der öffentliche Tod und der Lebende als Voyeur des Sterbenden

Nach einem ebenso gängigen wie unzutreffenden Vorurteil hat das Tabu des Todes die Tabuisierung der Sexualität abgelöst. Über Sexualität kann heute nach den diversen Aufklärungs- und Emanzipationswellen scheinbar frei und offen gesprochen werden – über das Sterben angeblich nicht. Bei diesem Gemeinplatz werden zahlreiche Orte und Zeiten übersehen, an denen explizit von Tod und Sterben die Rede ist: Beim Abschluß einer Lebensversicherung und bei der Abfassung eines Testaments, wozu sich immerhin 80% bzw. 25% der Bürger in den USA entschließen, wird die Kommunikationshemmung anläßlich des Themas Tod zwangsläufig zumindest oberflächlich aufgebrochen. Patienten, die mit dem Verdacht auf eine bösartige Gewebeveränderung in spezielle Diagnosezentren überwiesen werden, wissen, was auf sie zukommt; ihnen braucht man die Wahrheit am Krankenbett nicht zu verheimlichen. Bücher, die bei der Begleitung Sterbender helfen wollen, sind in den letzten Jahren ebenso zu Bestsellern geworden wie die Berichte reanimierter komatöser Patienten über ihre Erfahrungen an der Schwelle von Leben und Tod. Mit Problemen der letzten Lebensphase befaßt sich zunehmend die öffentliche Diskussion. Ob es um die Frage einer Pflegekostenversicherung geht oder die Berechtigung aktiver Sterbehilfe propagiert wird, stets ist das Echo entsprechender Wortmeldungen beträchtlich. Für das Bemühen um eine Neuregelung des Euthanasieverbotes (§ 216 StGB) ist hierzulande bereits das Stadium der Bildung organisatorischer Strukturen erreicht. Die 1980 gegründete "Gesellschaft für humanes Sterben" tritt ein für die freie Verfügung des Patienten über sein Leben, die sie als Voraussetzung für ein menschenwürdiges Sterben betrachtet. Mit einer "Patientenverfügung" bzw. "Freitod-Verfügung" erklären die Mitglieder dieser Gesellschaft ihren Anspruch auf ein Unterlassen lebenserhaltender Maßnahmen, wenn nach menschlichem Ermessen ein unaufhaltsamer Sterbeprozess eingetreten ist, nur eine geringe Aussicht auf Wiedererlangung des Bewußtseins besteht, eine Dauerschädigung des Gehirns absehbar ist, wodurch ein perso-

nales Dasein unmöglich wird, oder nur eine Operation helfen könnte, bei der eine Überlebenschance von nur 20% besteht (diese Bedingungen gelten alternativ, nicht additiv!). Weiteren Auftrieb hat diese Problematik durch das publizistische Interesse an einigen besonders spektakulären Fällen von Tötungsbeihilfe erhalten. Unter Ausblendung der tieferen ethischen Problematik eines solchen Handelns wurde in der Sensationspresse in einer Weise über das Schicksal unheilbar Kranker berichtet, daß eine Nichterfüllung ihres Todeswunsches inhuman erschien. Was sich bezüglich der Geburtenkontrolle vollzogen hat, deutet sich nun für die Todeskontrolle an: Der Mensch will zum Souverän über Anfang und Ende des Lebens werden. Als ein solcher Souverän möchte der moderne Mensch möglichst lange am Leben bleiben. Nicht umsonst stehen "Gesundheit" und ein "langes Leben" in der Rangliste der Glückwünsche weit oben. Man möchte jung bleiben aber so rasch wie möglich kein Kind mehr sein; man möchte lange leben aber möglichst nie alt werden.

Das Sterben ist eine öffentliche Angelegenheit geworden und der Umgang mit dieser Angelegenheit wird zunehmend voyeuristisch: Bei Verkehrsunfällen bildet sich gewöhnlich ein Pulk von Neugierigen, welche die Opfer begaffen. In den Nachrichtensendungen des Fernsehens werden Terroranschläge, Flugzeugabstürze, Erdbeben- und Brandkatastrophen ebenso ausgiebig dokumentiert wie die Erschütterung der Angehörigen beim Erhalt der Todesnachricht. Im Kino wartet das Genre "Kriegs- Killer- und Katastrophenfilm" mit Tötungs- und Sterbesequenzen im Breitwandformat auf. Kassenschlager à la "Rambo" zeigen ihre Titelhelden stets am Abdruck einer technisch hochgezüchteten Tötungsmaschine – all dies zur Unterhaltung des Zuschauers, der stets höhere Dosen von Gewaltdarstellungen braucht, um noch ein wenig Nervenkitzel zu spüren. Der Tod ist hier zur Ware und zum Konsumgut geworden. Weniger reißerisch, dafür mit nicht weniger öffentlichkeitswirksamem Pathos, gehen die Medien mit den letzten Stunden der Großen dieser Welt um. Die Bulletins über den Krankheitsverlauf bis zum letzten Atemzug geben die behandelnden Ärzte vor gründlich organisierten Pressekonferenzen bekannt. Der Tod wird zwar anschaulich gemacht, aber die mediale Aufbereitung rührt den Betrachter emotional kaum noch an. Der bloß abgebildete Tod erzeugt keine tiefe oder anhaltende Betroffenheit; sein Effekt ist allenfalls das kurzfristige Aufputzen von Affekten.

3. *Leben in der Einheit von Leben und Tod*

Der Zuschauer stummt ab gegenüber der Realität, die hinter den Todesbildern steht. Er ordnet sie nicht als "memento mori", sondern als "carpe diem" in sein Leben ein. Diese Dispensierung von einem bewußten und willentlichen "Vorlauf" zum eigenen Sterben ist das Resultat eines doppelten Wandels im modernen Todesbewußtsein: Der eigene Tod ist durch die hohe Lebenserwartung einerseits zu einer fernen und fremden Größe geworden, aber gleichzeitig hat ihn seine Latenz zur unmittelbar ängstlichen Gegenwartswirklichkeit gemacht; die persönliche Auseinandersetzung mit ihr wird aber nur zu oft vertagt. Wer etwas vom Leben haben will darf nicht ans Sterben denken. Jeder Zeitgenosse, der in diesem Leben etwas aus sich machen möchte, steht daher unter beträchtlichem Zeit- und Handlungsdruck. Trotz der Ausdehnung der Lebenszeit wird allenthalben ein Mangel an Zeit beklagt. Dahinter steht ein verändertes Verhältnis zur Endlichkeit des Menschen. Während im "christlichen Abendland" das irdische Leben auf ein transzendentes "Nachher" hingeordnet war, das die Bedeutung der Lebenslänge relativierte, wird mit dem Schwinden christlicher Transzendenzvorstellungen am Ende der Moderne die Lebensdauer zum entscheidenden Inhalt des Daseins. Unter diesen Bedingungen reicht die vorhandene Lebenszeit nie aus. Zeit wird immer knapper und kostbarer und erhält gerade deswegen eine alle Lebensbereiche durchdringende Bedeutung. Das geheime Motiv der zahllosen Bemühungen, Zeit zu gewinnen, ist die Angst vor dem Ende der individuellen Lebenszeit und vor dem Ende aller Zeiten, das den Sinn augenblicklichen Tuns fragwürdig macht. Was am Ende des Lebens zum Nichts wird – so der Gedanke – kann nicht wirklich sinnstiftend sein. Um diese Aporie zu vermeiden, versucht man den Ablauf der Zeit zu unterlaufen, um auf diese Weise auch jener Vergänglichkeit zuvorzukommen, die allen vom Menschen gesetzten Sinn hintertreibt. Darum wird Zeitgewinn zur modernen Chiffre für Sinnerfüllung.

Der in den Hochzeiten des Wissenschaftsglaubens abhanden gekommene Glaube an das Jenseits ließ auch den Gedanken an die Sterblichkeit an Interesse verlieren. Der Glaube an den Fortschritt hat vorübergehend zur Eliminierung des Todesbewußtseins geführt; seine aktuelle Krise hat jedoch nicht die Renaissance des Wissens um ein endgültiges Verlöschen der Existenz gebracht, sondern die Tür zum

Reinkarnationsglauben aufgestoßen. Hier findet man das Säkularisat der religiösen Unsterblichkeitshoffnung wieder: den Fortschrittsglauben. In der "neuen" Esoterik verklammern Wiedergeburtsvorstellungen Leben und Tod zu einer Einheit. Reinkarnation wird gedacht als spiralförmiger spiritueller Fortschrittsweg mit der optimistischen Erwartung, daß es mit dem Sterblichen "weitergeht". Was in seinem jetzigen Leben nicht gelingt, braucht nicht ein persönliches Verschulden zu sein, sondern ist eher die Hypothek eines früheren Lebens und wird in einem späteren gänzlich abgetragen sein. Hierbei werden die östlichen Reinkarnationslehren auf dem Wege des Importes in den Westen in einer Weise uminterpretiert, die ihnen erst Akzeptanz verschafft. Während das Heil im Hinduismus und Buddhismus gerade im Ausstieg aus dem "Rad der Wiedergeburt" liegt und jede weitere Inkarnation nur Qual und Mühsal bedeutet, verkünden die Vertreter einer modernen Gnosis die Idee einer stufenweisen Aufwärtsentwicklung und Vollendung des Menschen durch Reinkarnation.

Eine neue "ars moriendi" stellt sich vor diesem Hintergrund nicht ein. Kein Zeitgenosse nähert sich mehr sein Sterbehemd selbst. Und niemand hält sich an die Empfehlung "si vis vitam para mortem" (S. Freud), indem er angesichts seines Todes sein Dasein noch als Lebender unter einen Einheitsaspekt bringt, damit es als ganzes ein gelungenes werde. Der Anhänger einer vulgarisierten und popularisierten Version des Glaubens an eine Wiedergeburt kann darauf verzichten. Er setzt darauf, daß auf jedes Aufhören ein Anfangen folgt. Auf diese Unendlichkeitsperspektive will er nicht verzichten – schon gar nicht in der Gegenwart, in der es immer weniger Zeit für immer mehr Wünsche, Bedürfnisse und Ansprüche gibt. Der Mensch war schon immer ein Wesen mit endlicher Lebenszeit, das unendliche Wünsche hat. In der Moderne ist ihm endlich die Schaffung einer Welt gelungen, die keine Grenzen des Menschenmöglichen mehr zu kennen scheint – ausgenommen die eine, daß er sterben muß. Die Konjunktur der Reinkarnationsvorstellungen hat einen nicht unwesentlichen Grund darin, daß sie in Aussicht stellt, jedes Grunddärgernis des modernen Menschen aufzuheben, welches "der einzelne daran nimmt, daß die Welt über die Grenzen seiner Lebenszeit hinweg unberührt fortbesteht und sich noch anderer Freuden zu erfreuen anschickt, als ihm selbst vergönnt sein mögen" (H. Blumenberg). Nicht nur der Teufel, auch der Mensch weiß, daß er wenig

Zeit hat (vgl. Apk 12,12). Darum ist ihm auch jedes Mittel recht, das ihm nicht nur erlaubt, Zeit zu sparen, sondern ihm in Aussicht stellt, Zeit zu gewinnen durch Vervielfältigung seiner Daseinschancen. Die Zeit ist das am meisten Unsrige und doch am wenigsten Verfügbare. Manchen Anhänger des Reinkarnationsglaubens läßt dies unbeeindruckt. Bei ihm stellt sich auch kaum Trauer über das Mißlungene oder gewaltsam Beendete in seinem jetzigen Leben ein. Er hat genügend Zeit, sich zu verbessern – in einem neuen Spiel und mit einem neuen Glück ...

4. Trauer ohne Gestalt und ohne Zeit

Trauer ist ein Ausdruck der Nähe zu einem Menschen, der sein Leben unwiederbringlich verloren hat. Und sie ist Zeichen der Solidarität mit jenen, die diesen Menschen verloren haben. Obwohl die Trauer ein soziales Phänomen ist, wurde sie in der modernen Gesellschaft zunehmend gestalt- und ortlos. Ein Netz von Verwandtschaft und Nachbarschaft fängt nur noch selten einen Menschen beim Verlust seines Partners oder seines Kindes schützend auf. Vor allem in den Städten, in denen das soziale Leben durch eine Vervielfältigung der Kontakte bei gleichzeitiger Abnahme ihrer Intensität geprägt wird, fehlt dieser Beistand vielfach ganz. Zwei bis drei arbeitsfreie Tage stehen dem Trauernden tariflich zu, dann muß er wieder seinen beruflichen Pflichten nachkommen. Am Arbeitsplatz wissen die Kollegen oft nichts von den seelischen und wirtschaftlichen Belastungen, die mit einem Sterbefall verbunden sind. Da Trauerkleidung aus der Mode gekommen ist, fehlen aufseiten des Trauernden nonverbale Signale, die seine besondere Situation andern kenntlich machen. Ist der Beginn der Trauerzeit durch überkommene Verhaltensweisen (z.B. Aufgeben von Traueranzeigen, Kondolenzbesuche,

kirchliches Begräbnis) noch eindeutig markiert, fehlt ein entsprechender Ritus für den Abschluß der Trauerzeit, wo diese Funktion nicht durch kirchliche Bräuche erfüllt wird (z.B. in katholischen Gegenden das sogenannte "Jahresamt").

Daß die Trauer zunehmend eigene Zeiten und Orte verliert, hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß bereits in der unmittelbaren Phase nach dem Ableben eines Menschen immer seltener seine engsten Angehörigen jene Form der "Trauerarbeit" leisten, die im Erledigen von Formalitäten, in der Vorbereitung der Beerdigung und der Auflösung des Hausstandes besteht. All dies wird neuerdings von Bestattungsunternehmen professionell wahrgenommen. Die Familie trifft sich geschlossen höchstens noch zur Beerdigung und zur Testamentseröffnung. Delegiert wird auch die Grabpflege an entsprechende Fachunternehmen. Damit verliert auch der Friedhof als letzte Institution der öffentlichen Trauer an Bedeutung. Im Trend einer unablässig ausdrucksleerer werdenden Trauerkultur liegt schließlich die zunehmende Sprachlosigkeit der Grabsteine. Sie enthalten über den Namen des Toten, sein Geburts- und Sterbedatum hinaus kaum noch weitere Aussagen. Auf religiöse Symbole (z.B. Kreuz, Palmzweig) verzichtet man zwar nicht so häufig dafür sind kaum noch religiöse Bekenntnisformeln zu finden (z. B. "Hier ruht in Gott") Überhaupt keinen Bezugspunkt für die Trauer läßt die seit 15 Jahren in Deutschland zugelassene "Anonymbestattung" mehr zu. Die Urne, seltener der Sarg werden außerhalb der normalen Öffnungszeiten der Friedhöfe auf einem dafür vorbehaltenen, mit Rasen versehenen Friedhofsteil beigesetzt. Grabmäler werden keine aufgestellt. Die Angehörigen erhalten zwar eine Benachrichtigung über die erfolgte Bestattung, jedoch enthält sie keine Hinweise auf den Ort der Grabstätte. Mehr

als die Tatsache der Beisetzung werden sie nie erfahren. Die Entscheidung für eine Anonymbestattung ist unhintergebar – wie der Tod auch. Vielleicht liegt in dieser Entsprechung eine letzte Willensbekundung des Verstorbenen, für den mit dem Tod "alles aus" ist. Oder sie ist Ausdruck eines letzten Protestes, daß man ihn ebenso hat sterben lassen, wie er leben mußte: einsam und anonym. Und noch ein letztes wird an diesem Phänomen deutlich: Der Tod ist das Ereignis "der die Lebensverhältnisse total abbrechenden Verhältnislosigkeit. Als dieses Ereignis der Verhältnislosigkeit ist er das Ende einer Lebensgeschichte, ..., das Ende also der ganzen Person und eben darin Ausdruck der Endlichkeit des menschlichen Lebens. Der Mensch ist, wenn er gestorben ist, nur noch das, was er war. Er wird von sich aus hinfort nichts mehr werden und insofern auch nicht mehr sein" (E. Jünger). Am anonymen Sterben wird deutlich, was das Wesen des Todes ist, und es gibt an, was tödlich ist: jede Tendenz zur Beziehungslosigkeit sowohl im Bereich der Natur als auch im sozialen und politischen Handeln. Sollte es demgegenüber eine wirkliche Hoffnung wider den Anschein der endgültigen Verhältnislosigkeit des Todes geben, dann kann dies nur sein das Hoffen auf ein Überwinden des Todes durch eine Beziehungswirklichkeit, die am Tod des Menschen partizipiert und diesen Menschen an ihrer eigenen Lebenswirklichkeit teilhaben läßt.

Literatur:

- H. Blumenberg, *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt 1986.
 H.-J. Höhn, *GegenMythen, Religionsproduktive Tendenzen der Gegenwart*, Freiburg/Basel/Wien 1994.
 E. Jünger, *Tod*, Gütersloh 1990.
 A. Nassehi/ G. Weber, *Tod, Modernität und Gesellschaft, Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung*, Opladen 1989.
 G. Schmied, *Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft*, München/Zürich 1988.